

AUSSENANSICHT

Wer das schöne Bayern erfunden hat

Die CSU natürlich, in ihrer Mischung aus Folklore, Vielfalt und Moderne.
Doch nun wird ihr der Erfolg zum Problem. *Von Armin Nassehi*

Wenn es die CSU nicht gäbe, müsste man sie erfinden. Man muss es zugeben: Die CSU bleibt ein Solitär in der deutschen Parteienlandschaft, denn es ist ihr tatsächlich gelungen, sich als jene politische Kraft zu etablieren, die man letztlich mit Bayern gleichsetzen muss. Wenn es historisch nicht allzu gewagt wäre, würde die CSU wahrscheinlich tatsächlich behaupten, sie hätte das schöne Bayern erfunden. Und es stimmt sogar ein bisschen.

Nun ist aber auch die CSU in die Krise geraten. Sie muss seit Beginn dieser Legislaturperiode mit einem Koalitionspartner regieren, sie hat viele Wählerstimmen verloren. Und sie wird regelmäßig von der Kanzlerin eingenordet – im wahren Sinn des Wortes! –, wenn Stellungnahmen zu Europa allzu stammtschnah ausfallen.

Das Bemerkenswerte am Ergebnis der vergangenen Wahl war nicht, dass politische Gegner von der Wahl profitiert hätten. Die Wähler sind im eigenen, im sogenannten bürgerlichen Lager geblieben; Freie Wähler, FDP und CSU zusammen verfügten über 60 Prozent der Stimmen. Die Wähler haben also kein Politikmodell abgewatscht – sie haben die selbstverständliche Bindung an die CSU gelöst, was der Partei wahrscheinlich viel mehr Schmerzen bereitet, als wenn Bayern nun sozialdemokratischer geworden wäre. Insofern kann man den Anruf des zurückgetretenen Pressesprechers Hans Michael Strepp beim ZDF

nur als Panikreaktion werten – auf einmal scheinen selbst Sozialdemokraten als ernstzunehmende Gegner wahrgenommen zu werden, die einen Anspruch auf das erheben, was nach Ansicht der CSU das Ureigene ist.

Letztlich ist die CSU in den letzten Jahren Opfer ihres eigenen Erfolgs geworden, der ein Modernisierungserfolg ist. Bayern hat sich von einem weitgehend agrarisch geprägten Land (und notorischem Empfänger im Länderfinanzausgleich) zu einem modernen Industrieland entwickelt. Bayern hat sich normalisiert: Das Land ist „deutscher“ und „internationaler“ zugleich geworden. Es ist nun auch in jeder Hinsicht ein Einwanderungsland, gleichermaßen für Arbeitssuchende aus Norddeutschland und der Türkei.

Für die Krise der CSU gibt es letztlich zwei Gründe. Der eine: Letztlich hat die CSU ihre Aufgabe erfüllt. Mit der industriellen und demografischen Modernisierung des Landes sinken die Bindungskräfte, gerade an die stärkste der Parteien. Damit teilt die CSU ihr Schicksal mit der SPD im

Ruhrgebiet. Der Verlust der unangefochtenen Führungsrolle der SPD hängt auch dort weniger mit dem Scheitern des sozialdemokratischen Modells zusammen, sondern mit seinem Erfolg: Die SPD war die Partei des sozialen Aufstiegs, einer stabilen Bindung an abhängig Beschäftigte, die im klassischen Industriezeitalter so etwas wie eine gemeinsame Klassen- und Schick-

Die Kraftreden wirken inszeniert, nicht mehr authentisch – auch, weil die Redner so urban aussehen

salslage teilten. Dieser Klientel hatte man die Möglichkeit individueller Aufstiege eröffnet – und schon wurde die Bindung an die habituellen Selbstverständlichkeiten des Herkunftsmilieus brüchig. Schon deshalb erscheint sozialdemokratische Folklore heute altmodisch.

Ähnlich geht es nun auch der CSU. Der Verlust eindeutiger Bindungskräfte ist eine Modernisierungsfolge, was womöglich daran am deutlichsten wird, dass die CSU

bei Frauen in urbanen Milieus am wenigsten Zuspruch findet. Wie überrascht die CSU von der Modernisierung ihres eigenen Publikums ist, zeigt sich auch daran, dass sie selbst manchmal konservativer und verstockter reagiert als ihre Stammklientel – etwa in Migrations- und Familienfragen.

Der zweite Grund ist eher bayernspezifisch. Käme ein Beobachter von weither und wüsste nichts über die politische Geschichte der Bundesrepublik – ihm erschiene die CSU als eine Art ethnischer Partei. Ethnische Segregation im Parteienspektrum gilt den Politologen als Zeichen der Unreife, weil die ethnische Differenzierung quer zu politischen Interessen- und Konfliktlinien läuft. Selbstverständlich ist die CSU keine ethnische Splitterpartei. Aber ihren Nimbus hat sie sich ja tatsächlich auch deshalb erworben, weil sie über die Kultivierung als bayerische Partei mit entsprechender folkloristischer Inszenierungskunst die regionale Identität Bayerns repräsentiert – und weil sie auch unterschiedliche politische Strömungen in sich selbst integriert.

Die CSU ist ja intern viel pluralistischer, als es die folkloristische Einheitsrhetorik vermuten lässt. Die CSU ist zugleich eine staatsinterventionistische Partei wie die SPD und eine wirtschaftsliberale Partei wie die FDP. Sie ist eine Partei sozialer Aufsteiger wie die Sozialdemokraten und eine Partei ökologischen Konservatismus wie Teile der Grünen. Sie ist eine Partei der Industriepolitik, aber auch die Partei der bäuerlichen Landwirtschaft.

All das ließ sich nur zusammenhalten, weil es unter das segregative Narrativ des Bayerischen passte, das eben ganz anders war als die „große“ Bundesrepublik. Das Widersprüchliche an und in der CSU wurde letztlich durch die Fokussierung auf eine kollektive Identität verdeckt – das Land, die Partei als Solitär innerhalb Deutschlands. Insofern stimmt es tatsächlich: Die CSU selbst hat das schöne Bayern erfunden.

Vielleicht kann man in einer globalisierten Mediengesellschaft solche Folklore nicht mehr in dieser Form aufrechterhalten – die Inszenierung bayerischer Kraftreden im Bierzelt und anderswo wird als Inszenierung sichtbar. Übrigens auch deshalb, weil das führende Personal der CSU inzwischen urbaner aussieht, als die Inszenierung waldbeißerischer Vereinfachungen es verträgt. Alexander Dobrindt, der amtierende Generalsekretär der Partei, ist dafür ein schönes Beispiel ästhetischer Widersprüchlichkeit.

So kennt die eigene, modernisierte Klientel die Folklore vor allem aus den Medien: als ein Spektakel, das man bisweilen zur Identitätsbildung braucht, aber um das es nicht wirklich geht. Das große Problem ist, dass die bayerische Selbstinszenierung einen allzu provinziellen Blick hat. Damit meine ich nicht den Blick auf Bayern. Nach wie vor aber trägt die Abgrenzung vom Rest Deutschlands die bayerische Selbstinszenierung.

Horst Seehofer hat es – mit Blick auf die hübsche Image-Kampagne Baden-Württembergs – auf dem Parteitag vergangene Woche auf den Begriff gebracht: „Wir in Bayern können alles – sogar Hochdeutsch.“ Schön gesagt, aber zu spät. Um mitzuspielen, muss man sich heute in das globale *bad simple English* (BSE) einklinken. Aus dieser Perspektive freilich schrumpft die Erfinderin Bayerns zu einem Landesverband der Union. Das aber wäre zu schade.



Armin Nassehi, 52, ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und Herausgeber der Zeitschrift „Kursbuch“. FOTO: CATHERINA HESS